

NETZWERK
JÜDISCHER
FRIEDHOF
RÖDELSEE





Liebe Leserin, lieber Leser,

vor nunmehr 7 Jahren rief der „Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen“ das „Netzwerk Jüdischer Friedhof Rödelsee“ ins Leben. In der Region wurden Synagogen und jüdische Objekte wieder hergestellt und die lokale jüdische Geschichte tradiert. Allen Initiatoren und Initiatorinnen und allen Mitwirkenden möchte ich meinen Dank und

meine Wertschätzung aussprechen.

Ein jüdischer Friedhof ist nicht nur eine letzte Ruhestätte, wir nennen ihn auch den „Guten Ort“ oder Beth Chajim, Haus des Lebens. Der hoffnungsvolle Gedanke der Auferstehung erklärt jeden jüdischen Friedhof und jedes Grab für heilig. Unsere Gräber werden niemals aufgelöst. Es gilt das Recht auf Ewigkeit.

Somit sind jüdische Friedhöfe auch ein Blick in unsere aller Vergangenheit. Die Gräber auf dem Friedhof Rödelsee, das wiederholt zerstörte und wiedererrichtete Taharahaus, die Kriegerdenkmale gefallener jüdischer Soldaten im Ersten Weltkrieg - sie zeugen von den historischen Brüchen, die alle Menschen der Region, und eben

auch die jüdische Bevölkerung, miterlebten. Kleine Geschichte also, vor dem Hintergrund der großen Geschichte.

Dank des Netzwerkes werden der Nachwelt jüdische Grabstätten erschlossen und damit einhergehend, die zahlreichen Einzelschicksale und Familiengeschichten der Bestatteten, eingeordnet in die jeweilige lokale jüdische Geschichte der Dörfer. Gerade in Zeiten, in denen Zeitzeugen der Schoah unsere Welt verlassen und die Möglichkeiten der Begegnung begrenzt sind, ist die Arbeit des Netzwerkes von unermesslichem Wert.

Ihr Dr. Josef Schuster
Präsident des Zentralrats der
Juden in Deutschland

Vorwort



Foto: Maria Sommer-Schneider

„Am Schwanberg die Gräber im Wengert“ (*) lagen dem unermüdlichen Spurensucher Michael Schneeberger (1949 – 2014) am Herzen, bezeugen sie doch die jahrhundertelange Existenz jüdischer Gemeinden im heutigen Landkreis Kitzingen. Er hinterließ die Idee, ausgehend von noch vorhandenen Grabsteinen und zugehörigen Familienbiographi-

en, die jüdische Geschichte der Dörfer und Städte der Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Im Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen entwickelte sich das Projekt eines Netzwerks der Gemeinden rund um den Jüdischen Friedhof Rödelsee auch aus weiteren Motiven: der Verfall der Grabsteine, das zunehmende Interesse Einheimischer und Gäste an der archaischen Totenstadt und die anhaltende Suche jüdischer NachfahrInnen und Nachfahren aus aller Welt nach ihren Wurzeln. 2.100 Grabstein(fragment)e wurden zunächst in Zusammenarbeit mit dem Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern gesichert.

15 Gemeinden und lokale Historikerinnen und Historiker wurden

gewonnen, um diese Broschüre samt Faltkarte und eine eigene Homepage zu verfassen. In den Ortschaften informieren Plaketten über die Beteiligung am Netzwerk und die Bestattung der früheren jüdischen Bürgerschaft auf dem Friedhof in Rödelsee. Die Gemeinde Rödelsee gestaltet den Friedhofsvorplatz zu einem Ort der Information über Friedhof und jüdische Trauerkultur. Im Netzwerk der Gemeinden werden Austausch, gegenseitige Inspiration, gemeinsame Aktivitäten den jüdischen Aspekt der Heimatgeschichte in Erinnerung bewahren!

Margret Löther
1. Vorsitzende des Fördervereins ehemalige Synagoge Kitzingen

(*) Titel eines Gedichts von Michael Schneeberger

Zwei Drittel der jüdischen Friedhöfe in Bayern liegen in Franken. Zu den mehr als 40 unterfränkischen gehört der in Rödelsee gelegene Bestattungsplatz, der erstmals 1432 urkundlich erwähnt und bis 1942 belegt wurde. Auf ihm beerdigten zahlreiche jüdische Gemeinden aus dem Umkreis.

Nach willkürlichen mittelalterlichen Ansiedlungen und Ausweisungen der Juden aus Städten und Dörfern und wechselnden Schutzherrschaften durch Adlige und Klöster, belegen die Matrikellisten von 1817 zur Erfassung wohnberechtigter Juden 23 Gemeinden mit 382 Haushalten.

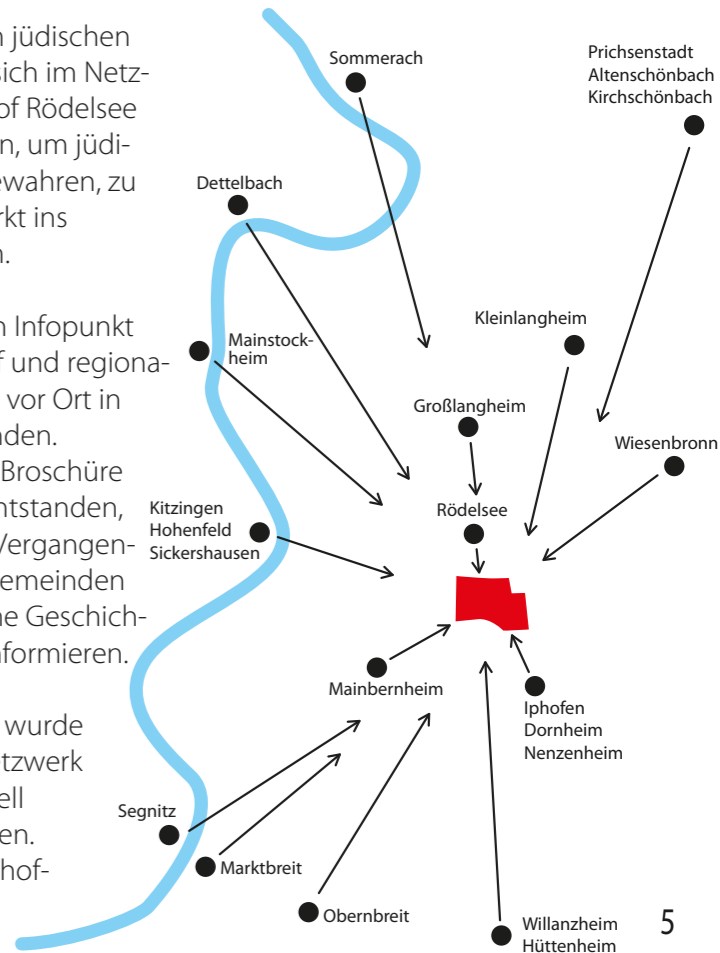
15 Landkreisgemeinden, die auf dem ehemaligen Jüdischen Friedhof in Rödelsee bestatteten

Das Netzwerk Jüdischer Friedhof Rödelsee

oder einen Bezug zum jüdischen Leben hatten, haben sich im Netzwerk Jüdischer Friedhof Rödelsee zusammengeschlossen, um jüdische Geschichte zu bewahren, zu erforschen und verstärkt ins Bewusstsein zu rücken.

Es gibt einen zentralen Infopunkt am Rödelseer Friedhof und regionale Informationspunkte vor Ort in allen Netzwerkgemeinden. Gemeinsam sind eine Broschüre sowie eine Faltkarte entstanden, die über die jüdische Vergangenheit in den Netzwerkgemeinden und über ortsbezogene Geschichten und Traditionen informieren.

Auch eine Homepage wurde erstellt, so dass das Netzwerk und der Friedhof virtuell besucht werden können. (www.juedischer-friedhof-roedelsee.de)



Der Jüdische Friedhof Rödelsee

Seit dem 15. Jahrhundert zeugt diese Begräbnisstätte für das fränkische Landjudentum und die christlich-jüdische Koexistenz im heutigen Landkreis.

Der vergoldete Davidstern auf dem Dach des „Priesterhäuschens“ zieht die Blicke auf sich. Von hier aus konnten die Kohanim (Männer priesterlicher Abstammung) von außerhalb der Mauer die Gräber der Angehörigen sehen – ohne, gemäß der rituellen Vorgabe, den Friedhof zu betreten. Ihre Grabmäler zieren segnende Hände – das Signet des Netzwerks Jüdischer Friedhof Rödelsee.

Die **2.100 noch vorhandenen Grabsteine** (einst 5.000) für rund 20 Gemeinden des Friedhofsdistrikts sind nach Osten/Jerusalem

ausgerichtet. Da jedes jüdische Grab nur einmal belegt wird, wurde der Friedhof mehrfach erweitert, so dass gleichartige Gräberfelder einer Epoche entstanden.



Grabsteinsymbolik: Segnende Hände der Kohanim Foto: Margret Löther

Für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Soldaten errichtete man ein eindrucksvolles Denkmal.

Auf den Grabsteinen fallen dekorative **Bildsymbole** ins Auge: die Kanne der Leviten, das Schofar-Horn, abgebrochene Säulen, geknickte Rosen, die „Krone des guten Namens“ ...

Die Inschriften beginnen mit zwei hebräischen Buchstaben („Hier ruht“) und enden mit den fünf der Schlussformel „Seine/Ihre Seele sei eingebunden in den Bund des Lebens“.

Ende des 19. Jahrhunderts wurde die hebräische Schrift durch deutsche Texte ergänzt, wie auch Daten lange nur nach jüdischer Zeitrechnung (beginnt 3761 Jahre früher) angegeben wurden.

Verwaltung und Begräbnisse organisierten die Juden in einer Chewra, einer ehrenamtlichen Bruderschaft. Die **Chewra Kadischa** (ein weiblicher Beerdigungs- und Wohlfahrtsverein) kümmerte sich auch um Schwerkranke und die Versorgung der Trauergemeinde.



Letzte Kitzinger Chewra Kadischa der Frauen Foto: Förderverein ehem. Synagoge Kitzingen

Innerhalb von 24 Stunden mussten Verstorbene vom Wohnort zum „Judenacker“ transportiert und bestattet werden.

Der Jüdische Friedhof Rödelsee

Die jüngsten, ältesten und kranken Trauernden gaben den Toten nur bis zur Ortsgrenze Geleit.

Ritueller Waschung und Einkleidung erfolgten auf dem Friedhof im **Taharahaus**. Dieses markiert heute ein Gedenkstein an die Opfer des Nationalsozialismus. Vom Bauwerk blieben nur Hinweise auf einen Tiefbrunnen, Erweiterungspläne von 1921 und ein Foto. Es zeigt die ausgebrannte Ruine nach dem Pogrom vom 10. November 1938.

Wurden jüdische Friedhöfe früher gemieden und immer wieder geschändet, zieht dieser verschlossene Ort in den letzten Jahren Leben und Lebendige an. Über historisches Interesse hinaus, rührt er wohl ganz direkt

an die Frage nach dem persönlichen letzten Verbleib und die Auseinandersetzung mit der Trauerkultur in unserer Gesellschaft.



Die Ruine des Taharahauses, das 1938 von Nationalsozialisten in Brand gesetzt wurde. Foto: John Joel Stein, 1945

Das handgeschriebene Rezeptheft von Frieda Mannheimer

Dettelbach besaß im 19. Jahrhundert eine **lebendige jüdische Gemeinde**. Zwischen den Angehörigen der verschiedenen Religionen herrschten offensichtlich ein gutes Verhältnis und ein offenes Miteinander.



Die Dettelbacher Synagoge mit Familie Mannheimer
Foto: Stadtarchiv Dettelbach

Das zeigt beispielsweise ein Bericht über die **Einweihung der Dettelbacher Synagoge** am 18. September **1862**.

Demnach gehörten zum feierlichen Zug von der alten in die neue Synagoge neben dem Religionslehrer und dem Rabbiner „die königlichen Beamten hiesiger Stadt in Uniform, das Stadtkollegium, die israelitische Kultusgemeinde, eine große Anzahl christlicher Mitbürger, meist den höheren Ständen angehörig, und eine Menge auswärtiger Fremder [...]“.

Das friedliche Miteinander der Religionen zeigt auch das Rezeptheft der Jüdin Frieda Mannheimer (geboren 1899 in Dettelbach), der Tochter des Dettelbacher Lehrers Abraham Mannheimer, das sich bis heute erhalten hat.



Das Rezeptbüchlein von Frieda Mannheimer
Foto: Margret Löther

Es handelt sich um ein kleines **Notizheftchen**, in dem die Seiten mit einem roten Register zum leichteren Aufschlagen markiert sind. In altdeutscher Schreibschrift sind die Rezepte nacheinander in das Büchlein per Hand eingetragen.

Die aufgeschriebenen Rezepte sind keine speziell jüdischen Gerichte, vielmehr sind es Rezepte für Plätzchen und Kekse, wie z.B. Zimt-Sterne, Anis-Plätzchen, gebrannte Mandel usw. Es finden sich die klassischen Rezepte für Weihnachtsgebäck wie Ulmer Brot, Kekse oder Marzipan Kartoffeln neben ähnlichen Rezepten jüdischer Hausfrauen, wie „Frau Friedmann“, „Sara Kohn“ oder „Frau Sichel-Nürnberg“.

Als spezifisch jüdisch ist in den Rezepten nur ein Produkt, nämlich die **koschere Margarine** von der Marke „Tomor“ genannt.

Die Herkunft der Rezepte wurde von Frieda Mannheimer dokumentiert. Unter dem 5. November 1938 ist ein Rezept für „Gewürz-Blätzchen“ aufgeschrieben mit dem Zusatz „von Frau

Friedmann“. Das ist insofern interessant, da es sich bei Frau Friedmann um die jüdische Lehrersfrau aus der Nachbargemeinde Mainstockheim handelt, die mit ihrer Familie in der dortigen Synagoge wohnte.



Rezeptbuchseite mit „Gewürz-Blätzchen“ und „Mandel-Bisquitt-Torte“
Foto: Margret Löther

Wenige Tage nachdem Frieda das Rezept aufgeschrieben hatte, wurde die Mainstockheimer Synagoge am 9./10. November 1938 zerstört.

Frieda Mannheimer wurde mit zwei ihrer Schwestern im April 1942 aus Dettelbach nach Izbica/Lublin deportiert, ihr Vater, der Lehrer Abraham Mannheimer, wurde einige Monate später nach Theresienstadt verschleppt.

Das Rezeptheftchen wurde von einer befreundeten Familie in der christlichen Nachbarschaft weitergeführt, über die es letztendlich als Schenkung den Weg in die Kitzinger Synagoge fand.

Die Geschichte der Großlangheimer Synagoge

Bereits 1717 wurde in Großlangheim ein Bethaus errichtet. 1826 griff die jüdische Kultusgemeinde den Vorschlag des Landgerichts Kitzingen auf und plante den **Bau einer Synagoge**.

Nach einigen Schwierigkeiten konnte Ende der **1830er Jahre** (vermutlich 1837) das Bauprojekt verwirklicht werden.

Die auf rechteckigem Grundriss errichtete, elf Meter lange und neun Meter breite heute noch erhaltene Synagoge wurde völlig aus Stein errichtet und von einem Satteldach abgeschlossen. Die Fassade gliedern vertikal breite Ecklisenen und horizontal Gurtgesimse, die das Gebäude in zwei ungefähr gleichhohe Zonen

teilen. Während die untere Zone über keine Fenster verfügt, sitzen in der oberen Wandzone an den Langseiten jeweils vier Rundbogenfenster. An der West- und Ostseite finden sich im oberen Bereich jeweils zwei eng nebeneinander stehende Rundbogenfenster.



Der Innenraum der ehemaligen Großlangheimer Synagoge
Foto: Gemeinde Großlangheim

Der Betsaal, dessen westlichste Achse die Frauenempore einnahm, reichte ursprünglich bis zur gewölbten, möglicherweise mit einem blauen Sternenhimmel bemalten Tonnendecke und wurde von den großen Rundbogenfenstern erleuchtet.

Fotografien erlauben die ungefähre Rekonstruktion der Innenausstattung. Über dem flachen Dreiecksgiebel des mit vier kannelierten Säulen geschmückten Toraschreins ragten die beiden Gesetzestafeln auf. Die Wand hinter dem Schrein zierte eine Rahmenarchitektur. Über den in zwei Blöcken seitlich des Mittelgangs angeordneten Sitzbänken hingen mindestens vier mehrflammi-ge Kronleuchter.

Zu den gemeindlichen Einrichtungen gehörte auch ein dane-

ben stehendes **Gemeindehaus**, in dem sich die **Religionsschule** (mit Lehrerwohnung) und ein **rituelles Bad** befanden.

Beim Novemberpogrom 1938 wurde die Synagoge verwüstet und das Inventar vernichtet. Die Torarollen wurden auf den Straßen und über den Stufen der Wohnung des Ortslehrers ausgerollt und danach in das Bezirksamt Kitzingen gebracht.



1952 wurde die Synagoge zum Feuerwehrhaus. Foto: Gemeinde Großlangheim

Das Synagogengebäude selbst blieb erhalten.

Während des Zweiten Weltkrieges waren in der Synagoge Kriegsgefangene untergebracht. In den letzten Kriegstagen beherbergte das Gebäude ein Lazarett.

1952 wurde die ehemalige Synagoge als **Feuerwehrhaus** zweckentfremdet. Seit einer umfassenden Sanierung Ende der 1990er Jahre dient die ehemalige Synagoge als Raum für kulturelle Veranstaltungen. Aus dem Feuerwehrhaus wurde das **Kulturhaus**.

Ein **Anbau** an die ursprüngliche Synagoge dient als **Eingangsbereich** und beherbergt die sanitären Anlagen.

Das Obergeschoß des neu erstellten Anbaus dient dem Männergesangverein und seinen angeschlossenen Chören als Proberaum und Treffpunkt für Sitzungen.



Das Kulturhaus im Jahr 2007
Foto: Gemeinde Großlangheim

Die Geschichte des jüdischen Friedhofs Hüttenheim

Seit dem Spätmittelalter sind in Hüttenheim Jüdinnen und Juden nachweisbar. Die Verstorbenen der jüdischen Gemeinde wurden zunächst in **Fürth**, später auf dem jüdischen Bezirksfriedhof in **Rödelsee** beigesetzt.



Gräberreihen auf dem jüdischen Friedhof in Hüttenheim Foto: Ingrid Reifenscheid-Eckert

Durch den Reichsdeputationshauptschluss erschwerten zu Beginn des 19. Jahrhunderts jahrelang schwankende politische Umstände die Bestattungen der Hüttenheimer Juden im Rödelseer Judenfriedhof. Der ursprüngliche Begräbnisort Rödelsee wurde 1810 dem Großherzogtum Würzburg

zugeteilt, Hüttenheim gehörte zur Krone Bayerns. Aufgrund der territorialen Trennung errichtet man in Hüttenheim **einen eigenen Friedhof**.

„Die Witwe Katharina Barbara Stadelmann verkaufte der Kultusgemeinde am 26. November 1816 1,7 Tagwerk am ‚Herdweg‘ gegen den Tannenbergs zum Preis von 250 Gulden 30 Kreuzern zur Anlage eines Begräbnisplatzes mit Totenhaus.“

Das Gelände wurde auf Initiative mehrerer jüdischer Gemeinden angekauft. Es liegt am Fuße des Tannenbergs inmitten von Weinbergen umgeben, ca. einen Kilometer südöstlich von Hüttenheim. Der Friedhof ist 92 m lang und 47 m breit (= 43,24 Ar). Seitdem wurden Verstorbene, hauptsächlich aus den umliegen-

den ehemals Schwarzenberger Orten Hüttenheim, Nenzenheim, Bullenheim, Dornheim und Weigenheim hier bestattet. Es fanden auch Begräbnisse aus Mainbernheim, Marktbreit und Uffenheim statt.

Die **erste Bestattung** war 1818. Bei Hüttenheimer Beerdigungen hielt der Leichenzug am See an, die Teilnehmer wuschen sich die Hände und ein Teil kehrte ins Dorf zurück. Im Leichenhaus wurde der Tote nochmals in einem großen ausgehauenen Steinbecken gewaschen und anschließend der Erde übergeben.“

Anfang des 20. Jahrhunderts verfügte die jüdische Gemeinde Hüttenheim neben dem Friedhof im Ort über eine **Synagoge**, eine **Mikwe** und eine **Schule**. Eine

Chewra Kadischa war seit 1821 tätig. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Friedhof beschädigt. Während dieser Zeit wurde auch das Taharahaus zerstört. Daran erinnert das auf einem gemauerten Sockel stehende Denkmal in der Mitte des Friedhofs.



Das ehemalige jüdische Gemeindezentrum in Hüttenheim mit dem 1662 erbauten Vorsängerhaus mit Mikwe und der dahinter liegenden, 1754 errichteten Synagoge Foto: Ingrid Reifenscheid-Eckert

Die Gräber sind in langgezogenen Reihen angelegt und nach Osten ausgerichtet. Die meisten

Steine bestehen aus Sandstein und die Inschriften sind daher oft verwittert. 468 Gräber hat man hier errichtet, etwa 250 davon sind bis heute erhalten.

Der Friedhof ist im Eigentum der jüdischen Kultusgemeinde. Er ist geschlossen, allerdings vom angrenzenden Wanderweg gut einsehbar. Auf Anfrage erhält man den Schlüssel beim Markt Willanzheim.



Der jüdische Friedhof Hüttenheim mit Mahnmal auf dem Platz des ehemaligen Taharahauses Foto: Ingrid Reifenscheid-Eckert

Jüdisches Leben in der würzburgischen Amtsstadt Iphofen

Mit der Vernichtung der Jüdischen Kultusgemeinde während der „**Rintfleisch-Verfolgung**“ 1298 war nach bisher geltender Meinung jüdisches Leben in Iphofen erloschen. Die aktuelle Auswertung des Quellenbestands im Stadt- und Pfarrarchiv zeigt ein differenzierteres Bild. Trotz aller von christlichen Kaufleuten geforderten Beschränkungen durch bischöfliche Mandate blieben in Iphofen **jüdische Familien über Jahrhunderte** präsent. Jüdische Händler erwarben Wohnhäuser im Zentrum der Stadt, vor allem in der **Judengasse** (heute Heringsgasse) und auf dem Marktplatz, trugen mit ihrem breit gefächerten Angebot während der Jahrmärkte, aber auch als

Vieh- und zeitweilig als Weinhändler zur städtischen Zentralität Iphofens für das Umland bei. Sie gewährten Kredite, unterstützten die Bürger durch das Verleihen von Kühen als Zugvieh, versorgten die Einwohner Iphofens und der Nachbarorte mit Lebensmitteln und vielfältigen „cramwaren“, beteiligten sich während des Dreißigjährigen Kriegs, aber auch während der Koalitionskriege maßgeblich an den Kontributionszahlungen und den von Besatzungstruppen geforderten Vieh- und Heulieferungen.

Eine Zäsur bildete das **Ausweisungsdekret des Domkapitels vom 6. Mai 1683**, das Handelsgeschäfte mit Juden untersagte, sie zwang, ihre Häuser in Iphofen zu verkaufen und die Stadt binnen sechs Wochen zu verlas-



Auf diesem Platz stand das Haus der jüdischen Händler und Kaufleute Samuel, Eli und Markus (Marktplatz 24, alte Nr. 18 und Marktplatz 25, alte Nr. 19) Foto: Stadtarchiv Iphofen

sen. Doch das **Dekret wurde nur zögerlich umgesetzt**, denn Iphöfer Handwerker waren für den Absatz ihrer Produkte ebenso auf jüdische Händler angewiesen wie Bäcker, die ihren Wein vermarkten wollten.

Die Bürger befürchteten sogar, ohne jüdische Hilfe müssten „unsere arme weib undt kinder mehren theils nackt undt bloß gehen.“

Erst **im 18. Jahrhundert** gelang es **christlichen Kaufleuten** mit Unterstützung des Kammerrats Gallus Jakob, neue bischöfliche Dekrete für Iphofen zu erwirken und damit die **jüdische Konkurrenz zu verdrängen**. Die „Boveri-Krämer“ reaktivierten die alte, fast vergessene **Hostienfrevellegende** und rückten das Blutfließen aus einer angeblich von Juden geschändeten konsekrierten Hostie in den Vordergrund, um die Ausweisung jüdischer Familien zu rechtfertigen. Doch trotz aller Verbote kam der Handel Iphöfer Bürger mit jüdischen Geschäftspartnern nicht zum Erliegen.

Nach dem bayerischen Judenedikt von 1813 engagierten sich **Iphöfer Handwerksmeister als Ausbilder für jüdische Lehrlinge** aus den Nachbarorten. Bei Metzger Johann Brech bemühten sich jüdische Lehrlinge und Gesellen aus Hüttenheim, Dornheim und Obernbreit um Ausbildung und Prüfungsbescheinigungen. Als kompetente Ausbilder für jüdische Lehrlinge aus Rödelsee waren Schuhmacher Heinrich Rausch und Webermeister Erhard Uschold tätig. Die Eltern kümmerten sich um Verpflegung, die Lehrherren um Ausbildung und Unterkunft für die Lehrlinge.

Auch der **Jüdische Friedhof Rödelsee** findet in den Iphöfer Archivalien Berücksichtigung. Bereits **1447 wird der „judenkirchhoff“ bei Rödelsee** in den

Stadtgerichtsprotokollen erwähnt. Im August **1686** gab „Abraham jud“ beim Iphöfer Steinmetz Christoph Höhn **„mauer arbeith zu Rödelsee ufm judenackher“** in Auftrag. Über die Herkunftsorte der Toten und die Zahl der **Bestattungen auf dem „Rödelseer Leichhof“** geben die Iphöfer Amtsrechnungen Auskunft. Für 1802 wurden 42 Verstorbene aufgelistet (8 Männer, 13 Frauen und 21 Kinder). Als Heimatgemeinden wurden 1802 verzeichnet: Bullenheim (1), Dornheim (2), Hüttenheim (5), Kleinlangheim (3), Mainbernheim (6), Mainstockheim (4), Marktstef (1), Nenzenheim (3), Obernbreit (2), Prichsenstadt (1), Rödelsee (6), Scheinfeld (1), Sickershausen (2) und Wiesenbronn (5).

Kitzingen – Stadt der hundert Weinhändler!?

Das Kitzinger Adressbuch von 1835 verzeichnet 20, das von 1906 bereits 102 Weinhändler. Kitzingen brachte das den Beinamen „**Stadt der 100 Weinhändler**“ ein. Jüdische Unternehmen stellten dabei die Mehrheit und das bei einer jüdischen Bevölkerung von stets weniger als 500 Menschen.

Als der Weinhandel in die Krise geraten war, bemühte sich der Kitzinger **Bürgermeister Andreas Schmiedel (1829-1882)** nach der Aufhebung des „Judenedikts“ 1861 gezielt um die **Ansiedlung jüdischer Gewerbetreibender**. Jüdische Personen konnten nun erstmals Wohnort und Beruf frei wählen. Der Landproduktehandel, zu

dem der Weinhandel zählte, war ein Gewerbe, für das vom Magistrat kein Befähigungsnachweis verlangt wurde.



Postkarte von 1904 mit Weinglasmotiv und flankierenden Sehenswürdigkeiten, u.a. rechts am Fuß des Glases die Synagoge
Foto: Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen

1864 ließ sich der **erste jüdische Weinhändler**, Emil Hellermann aus Rödelsee, in der Ritterstraße nieder. 1865 zogen die Getreide- und Weinhändler Aron und Nathan Gerst aus Frankenwinheim zu.

Im gleichen Jahr wurde Kitzingen an die Eisenbahnlinie Nürnberg – Frankfurt angeschlossen – eine Voraussetzung für neue Vertriebsmöglichkeiten, die die Weinhändler zu nutzen wussten. Die Transport-Gesellschaft H. Hausmann entwickelte sich ab 1900 zur Deutschen Weinkesselwagen-Gesellschaft mit eigenen Güterwagen.

Der **prosperierende jüdische Weinhandel** sorgte für ein gesteigertes Einkommen bei Winzern und Häckern, für neue Arbeitsplätze im Weinvertrieb,

zog weitere Erwerbszweige und Fabrikgründungen nach sich, z.B. Fassfabrikation, Druckereien und Transportfirmen, und erhöhte kräftig die Steuereinnahmen der Stadt. Kitzingen wurde ein bedeutendes Weinhandelszentrum.

Jüdische Weinhändler engagierten sich finanziell, sozial, kulturell und ideell nicht nur zum Wohl ihrer Gemeinde, sondern gelangten in der Stadtgesellschaft durch Können, Bildung, Disziplin und Fleiß zu höchsten Ämtern und Titeln. So wurde Emil Hellermann der erste jüdische Geschworene am Landgericht Kitzingen, Max Fromm und Isidor Ullmann wurden als Stadträte gewählt.

Als einer der Pioniere im jüdischen Weinhandel galt **Max Fromm** (1873 – 1956), dessen Vater Nathan 1892 aus Groß-



Max Fromm und
Weinetikett von Nathan Fromm
Fotos: Stadtarchiv Kitzingen

langheim kommend, einen Weinhandel in der Wörthstraße eröffnet hatte. Aus wirtschaftlichen Gründen und angesichts des wachsenden **Antisemitismus** in der Stadt verlegte er sein Geschäft nach Bingen am Rhein, bis er 1939 zur Auswanderung gezwungen wurde. Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 wurden auch die Kitzinger Jüdinnen und Juden in rasanter Geschwindigkeit aus dem Wirtschaftsleben vertrieben,

ausgegrenzt und schikaniert. Vom Leben, Wirken und Wirtschaften der Kitzinger Weinhändler zeugen bis heute im Stadtbild viele **stattliche Wohn- und Geschäftshäuser mit großen Weinkellern**, vom Sterben ihrer Vorfahren in Friedenszeiten finden sich ebenso zahlreiche und eindrucksvolle Grabsteine auf dem Jüdischen Friedhof Rödelsee.

Die Viehmärkte in Kleinlangheim

In Kleinlangheim gab es seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre eine organisierte jüdische Gemeinde. Viele jüdische Familien verdienten ihren Lebensunterhalt mit **Handels- und Hausiergeschäften**.

Da traf es sich gut, dass das Dorf 1791 von Markgraf Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach das Recht erhielt, jährlich **acht Viehmärkte** abhalten zu können. „Die Märkte wurden rasch bekannt und beliebt... Schon im ersten Jahr seines Bestehens [wurden] auf dem hiesigen Markt 558 Stück Vieh im Gesamtwert von 17 699 Gulden verhandelt.“ 1793 wurde das Recht sogar noch erweitert, so dass alle 14 Tage ein Vieh-



Karl Alexander von Brandenburg-Ansbach
Foto: Wikipedia gemeinfrei

markt stattfinden konnte. Zu den regelmäßig organisierten Viehmärkten fanden sich zahlreiche jüdische Personen – auch von außerhalb – im Ort ein.

Zwischen 1795 und 1908 fanden in Kleinlangheim **die größten**

Viehmärkte in Franken statt. Das führte zur Blütezeit der jüdischen Gemeinde in Kleinlangheim. Viele Hausväter waren **Viehhändler** oder **Metzger**.

Daneben gab es noch weitere einträgliche Wirtschaftszweige, unter anderem die Schafhaltung, den Handel mit Zwetschgen-Produkten, den Weinhandel, einen Käsegroßhandel, eine große Matzenbäckerei, einen Eisenwarenhandel und den Handel mit Stoffen und Kolonialwaren.

1847 meldete Kleinlangheim 18 jüdische Familien mit 89 Seelen und 1869 zählte das Bezirksamt Kitzingen für Kleinlangheim 118 jüdische Einwohnerinnen und Einwohner. Die Steuervermögen der jüdischen Kleinlangheimerinnen und Kleinlangheimer wurden 1864 auf 44.000 Gulden geschätzt.

Arme und reiche jüdische Personen waren ansässig, bereicherten als Mitglieder die örtlichen Vereine, waren geschätzte Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber und trugen zum Wohlstand der Gemeinde bei.



Eine Urkunde im Rathaussaal würdigt jüdische Viehhändler als Mitglieder des Festkomitees zum 100-jährigen Bestehen der Viehmärkte im Jahr 1891.
Foto: Gemeinde Kleinlangheim

1891 konnte man das **ein-hundertjährige Marktjubiläum** feiern. Zu dieser Zeit war auch schon der Bau der Bahnlinie Kitzingen–Gerolzhofen mit der Errichtung einer **Bahnstation mit Verladerampe** in Kleinlangheim in Planung. Die Bahnlinie schien alle Voraussetzungen für eine günstige Weiterentwicklung der Märkte zu schaffen. Man ahnte damals noch nicht, dass der Bahnbau und die Fortent-



Der Kleinlangheimer Bahnhof, Detailschnitt aus einer Postkarte um 1913
Foto: Sammlung Alois Klebes, Kleinlangheim

wicklung des Verkehrs auch eine Verlagerung der Verkehrs- und Handelszentren mit sich brachten.

1908 wurde **der letzte Kleinlangheimer Viehmarkt** abgehalten. Durch den Bau der Bahnstrecke Kitzingen–Schweinfurt transportierten die Bauern ihre Rinder nach Schweinfurt. Dadurch wurde der Viehmarkt in Kleinlangheim überflüssig.

Juden im Vereinswesen am Beispiel von Mainbernheim

Die Anfänge jüdischen Lebens in Mainbernheim gehen bis ins späte Mittelalter zurück. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts prosperierte die neuzeitliche Gemeinde, die Ende des 17. Jahrhunderts entstanden war. 1837 gab es 140 jüdische Personen in Mainbernheim. Das entsprach 8,6 % der Einwohnerschaft.

Zu dieser Zeit siedelte sich **Louis Liebenstein (geb. 1843 in Hüttenheim)** in Mainbernheim an und gründete 1865 eine **Wein-großhandlung**. Er heiratete 1869 Therese Stahl aus Sommerhausen. Zwei Söhne, Justin (geb. 1878) und Leon (geb. 1881), führten die Weinhandlung weiter.



Schützenscheibe gestiftet von Justin Liebenstein im Jahr 1910 Foto: Kgl. priv. Schützengesellschaft Mainbernheim

Die Familie muss sehr gut integriert und geachtet gewesen sein, denn Vater und Söhne waren Mitglieder der „Königlich privilegierten Schützengesellschaft Mainbernheim“.

In der **Schützenscheibensammlung** haben sich zwei Scheiben



Schützenscheibe gestiftet von Leon Liebenstein im Jahr 1910 Foto: Kgl. priv. Schützengesellschaft Mainbernheim

erhalten, die von Justin bzw. von Leon Liebenstein gestiftet wurden. Beide Scheiben stammen aus dem Jahr 1910. Die von Justin Liebenstein gegebene Scheibe zeigt in der Mitte sein Portrait, links oben sein Geschäftshaus, links unten das „Obere Tor“, rechts unten das „Untere Tor“.

Im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts gestaltete sich das **Zusammenleben von jüdisch und christlich geprägten Menschen** in der kleinen Stadt, sofern die Regeln eingehalten wurden, ziemlich problemlos. Jüdische Personen traten Vereinen bei, beispielsweise der Schützengesellschaft oder der Feuerwehr, nicht zuletzt um diese Position für den Ausbau eigener Netzwerke und die Festigung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu nutzen. Jüdische Herkunft und Religion spielten innerhalb des Vereinslebens keine Rolle.

Das änderte sich abrupt, als die Nationalsozialisten **ab 1933** mit Ausgrenzungen und Demütigungen gegen jüdische Personen vorgingen. Eine weitere Schützenscheibe in der Sammlung zeigt die Portraits von 6 verstor-



Schützenscheibe mit Portrait von 6 verstorbenen Schützenbrüdern, darunter auch Louis Liebenstein (gest. 1908) mit unkenntlich gemachtem Namen Foto: Kgl. priv. Schützengesellschaft Mainbernheim

benen Schützenbrüdern. Bei einem Portrait wurde der Name unkenntlich gemacht – es handelt sich um den jüdischen Weinhändler Louis Liebenstein, gest. 1908.

Ab 1938 mussten alle Jüdinnen und Juden im Deutschen Reich

den zusätzlichen **jüdischen Zwangsnamen „Sara“** bzw. **„Israel“** annehmen. Die nationalsozialistischen Behörden hatten mit der Kennzeichnung von Jüdinnen und Juden begonnen, die auch eine „Kennkarte“ mit sich führen mussten.



Kennkarte von Leon Liebenstein, ausgestellt in Mainz 1939 Foto: Stadt Mainbernheim

Auch die beiden Brüder Justin und Leon Liebenstein mussten diese Zwangsnamen führen. Ihre Kennkarten sind von der Mainzer Behörde ausgestellt, dorthin waren sie inzwischen umgezogen.

Die Geschichte der Mainstockheimer Synagoge

Durchgehend über 400 Jahre haben Jüdinnen und Juden in Mainstockheim gewohnt. Bereits im 18. Jahrhundert wurde eine erste Synagoge errichtet.



Rundbogenfenster aus dem Jahr 1836
Foto: Josef Gerspitzer

1836 stellte man in der Hauptstraße 213 (heute „An der Synagoge 9“) eine neue **Synagoge im typischen Rundbogenstil** fertig.

Am Entwurfsprozess dieses als Mehrzweckgebäude gedachten jüdischen Gotteshauses war der auf Kreisbauebene in Würzburg tätige Zivilbauinspektor Johann Gottfried Gutensohn maßgeblich beteiligt, der auch an den Plänen für den Synagogenbau in Großlangheim mitwirkte. Die Fassade der Mainstockheimer Synagoge zeigt den typischen Rundbogenstil, wie er beispielsweise an der Münchner Ludwigstraße vorkommt.

Im gleichen Gebäude befanden sich das **Gemeindehaus**, die **Mikwe** und die **Israelitische Elementarschule**.

1938 wurde die Inneneinrichtung der Synagoge beim Novemberpogrom zerstört, das Gebäude jedoch nicht in Brand gesetzt. Bei einem Brand hätte zu große Gefahr bestanden, dass wegen der engen Bebauung das Feuer auf benachbarte Gebäude übergreift.

Nach 1945 diente das ehemalige Synagogengebäude Flüchtlingen als Unterkunft, später war hier ein Industriebetrieb untergebracht.

In den 1950er Jahren wurde es von der Diözese Würzburg angekauft und als **katholische Kirche** eingerichtet. Am 9. Dezember 1956 fand die Weihe von Domkapitular Thomas Gerber aus Würzburg statt.



Das Altarbild „Altes Testament“ in der katholischen Kirche Mainstockheim
Foto: Josef Gerspitzer

2007 erfolgte eine Generalsanierung der katholischen Kirche, die die bauliche Struktur der ehemaligen Synagoge stärker betonen sollte. Verschiedene jüdische Elemente wurden freigelegt bzw. hervorgehoben, beispielsweise das farbige **Rundbogenfenster** aus dem Jahr 1836, das sich ursprünglich über dem Altar befand und zugemauert war.

Die **künstlerische Ausstattung** mit den beiden Altarbildern „Altes und Neues Testament“ wurden vom Münsterschwarzacher Künstler P. Meinrad Dufner OSB gestaltet. Die Altarbilder sollen die enge Verbindung von Christentum und Judentum verdeutlichen.



Gedenktafel an der Mainstockheimer Kirche St. Gumbert
Foto: Josef Gerspitzer

2016 wurde das 60. Kirchweihjubiläum der katholischen Kirche St. Gumbert in der ehemaligen Synagoge gefeiert. Dabei wurde eine neue jüdisch-christliche Gedenktafel „Von der Synagoge zur Kirche“ eingeweiht.

Jüdische Soldaten im Ersten Weltkrieg

Am Ende des 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts herrschte ein **gutes Verhältnis** zwischen den jüdischen und den christlichen Bürgerinnen und Bürgern Marktbreits.

Man lebte **nachbarschaftlich miteinander**, lud sich gegenseitig zu Familienfeiern ein, saß in den Gastwirtschaften beim Stammtisch nebeneinander, sang gemeinsam in den Gesangsvereinen, trainierte seinen Körper im Turnverein. Bei der Gründung des Marktbreiter Sportclubs 1911 waren von den 18 Gründungsmitgliedern sechs jüdischer Abstammung.

Teilweise machten jüdische Geschäfte Sonderverkäufe zu



Kriegerdenkmal des Turnvereins Marktbreit in der Schillerallee – u.a. mit Namen jüdischer Mitglieder Foto: Schönherr

christlichen Feiertagen und Festen, darunter das Textilgeschäft Rindsberger für Weihnachten oder A. Goldbach für die Konfirmation. Ebenso gab es Veröffentlichungen von christlichen Kaufleuten für Artikel zu jüdischen Festtagen. Otto Ruth pries seine Backwaren für Purim an oder F. Düsel verkaufte koscher Rindfleisch.

Als am 1.8.1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, meldeten sich

christliche und jüdische junge Männer gleichermaßen. Die Juden verbanden damit die Hoffnung, endlich als gleichberechtigte Bürger anerkannt zu werden. Insgesamt nahmen fast 100.000 jüdische Soldaten auf deutscher Seite am Ersten Weltkrieg teil. Ein Verzeichnis der Soldaten, die im Krieg gekämpft haben, gibt es im Stadtarchiv Marktbreit nicht. Es gibt nur die Liste der gefallenen und vermissten Marktbreiter.

Auf dem jüdischen Friedhof in Rödelsee wird mit einem Denkmal der gefallenen jüdischen Soldaten aus den Gemeinden im Landkreis Kitzingen gedacht, die ihre Toten dort bestatteten. Dazu gehörte auch **Abraham Lauber**. Er fiel 1917 in Russland und wurde dort begraben. Seine Familie ließ den Leichnam nach

Marktbreit überführen und auf dem jüdischen Friedhof in Rödelsee bestatten. Einer Dankesanzeige, die im Januar 1918 im Marktbreiter Anzeiger erschien, ist zu entnehmen, dass die Beerdigung mit militärischen Ehren stattfand. Natalie Lauber, die Ehefrau, bedankt sich darin bei den beteiligten Vereinen.

Die **Kriegerdenkmale in Marktbreit** – an der ehemaligen Synagoge, in der Schillerallee und vor der St. Nikolai Kirche – erinnern an diese Zeit und die Gefallenen der Stadt.

Das in hebräischen Buchstaben beschriftete **Denkmal an der profanierten Synagoge** wurde während der Zeit des Nationalsozialismus zwar entfernt und im Keller verstaubt, blieb aber erhalten. Heute ist es wieder an der



Der Gedenkstein für die jüdischen Gefallenen des Ersten Weltkrieges in der Schustergasse Foto: Schönherr

Synagoge in der Schustergasse für alle zu sehen. Zu lesen sind die Namen der gefallenen jüdischen Teilnehmer – Joseph Astruck, Simon Astruck, Martin Goldstein, Abraham Lauber, Kurt Lehmann, Julius Putzel.

Das **Denkmal vor der St. Nikolai Kirche** in der Pfarrgasse wurde 1922 aufgestellt. Die Stadt beauftragte den Münchner Kunstprofessor Fritz Fuchsberger mit dem

Entwurf, örtliche Handwerker übernahmen die Ausführung. Die Stadt gedenkt noch heute am Volkstrauertag der Opfer aller Kriege und kriegerischer Auseinandersetzungen vor dem Denkmal, auf dem auch die Namen der jüdischen Soldaten eingemeißelt sind.



Das Kriegerdenkmal vor der evangelischen Nikolai Kirche Foto: Schönherr

Die Obernbreiter Synagoge

Über die Frühgeschichte der Obernbreiter Jüdinnen und Juden ist wenig bekannt. Sicher nachweisbar ist, dass jüdische Personen seit dem 16. Jahrhundert im Ort wohnten. Seitdem wuchs die jüdische Gemeinde stetig an. **1748** wurde eine **Synagoge** errichtet, deren Bausubstanz bis heute erhalten geblieben ist.



Zustand der ehemaligen Synagoge – Zeit der Aufnahme unbekannt. Foto: Yad Vashem

Nach der Eröffnung der Bahnlinie Treuchtlingen-Würzburg, die an Obernbreit ohne Haltepunkt vorbeiführte, wanderten viele jüdische Personen aus Obernbreit ab. Sie verlegten ihre Wohnungen und Läden nach Marktbreit oder wanderten nach Amerika aus. 1904 wurde die jüdische Kultusgemeinde mit der in Marktbreit zusammengelegt.

1912 verkaufte die jüdische Kultusgemeinde **das Synagogengebäude** an einen Bauern. Die Gemeinde war zu klein geworden, um einen gültigen Gottesdienst zu feiern. Auf diese Weise entging das säkularisierte Haus der Zerstörung 1938.

Zwischen 1912 und 2005 hatten sieben Eigentümerinnen und Eigentümer die einstige Synagoge als Scheune, Reparaturwerk-

statt oder Lagerhalle genutzt und umfangreiche **Umbauten** vorgenommen. Was für den jeweiligen Verwendungszweck nicht benötigt wurde, riss man heraus und baute das Innere nach eigenen Bedürfnissen um: Die Frauenempore, die über dem Kellerhals zur Mikwe lag, wurde komplett entfernt, in die Südmauer eine große Öffnung gebrochen, der Boden gleichmäßig mit einer 15 cm dicken Betonschicht ausgeglichen und zwei Zwischenböden eingezo-

Viele Jahrzehnte erinnerte nur der **Chuppastein** (Hochzeitsstein) an der Nordfassade der ehemaligen Synagoge an die Bedeutung des Gebäudes. Dieser war durch Putz und Farbe verdeckt und verwittert in einem schlechten Zustand.



Der renovierte Chuppastein
Foto: Friedrich Heidecker

Der entscheidende Anstoß zur Entdeckung der Bedeutung kam schließlich von außen. Die Frau eines Londoner Rabbiners machte darauf aufmerksam. Pfarrer Walz ließ anlässlich seines 60. Geburtstags den Stein im Jahr 1997 restaurieren. Der Stein wurde daraufhin unter Denkmalschutz gestellt, später das gesamte Gebäude.

2005 konnte der **Träger- und Förderverein ehemalige Synagoge Obernbreit e.V.** das

Gebäude erwerben und gestaltete es zu einem Ort des Erinnerns und der Begegnung um.

2007 konnte auch die **Mikwe**, das charakteristische jüdische Ritualbad, der Öffentlichkeit präsentiert werden. Viele Jahre lag es zugeschüttet unter Schutt und einer dicken Betonschicht.



Abgang zur Mikwe Foto: I. Lantz

Von seiner Existenz wusste man aus einer Familienchronik. Hierin beschreibt der in Obernbreit

geborene Josef Säger 1928 das Bad: „Eine Treppe [führte] zur Mikwe, die einen Brunnen hatte.“ Man machte sich auf die Suche und konnte nach vielen hundert Arbeitsstunden das Tauchbad und die vielen Sandsteinstufen freilegen. Mit der Tiefe – ca. 9 Meter unter dem Gebäude –, den 45 originalen Sandsteinstufen und dem Erhaltungszustand ist die Obernbreiter Mikwe einmalig in Unterfranken.



Innenansicht der ehemaligen Synagoge heute Foto: Friedrich Heidecker

Die Altenschönbacher Genisa

Das hebräische Wort „**Genisa**“ (Plural: „Genisoth“) bedeutet so viel wie „Lager, Depot oder Fach“.

Eine Genisa ist ein Ort, an dem nicht mehr nutzbare religiöse Schriften – aber auch profane, die den Gottesnamen enthalten oder enthalten können – zusammen mit unbrauchbar gewordenen rituellen Gegenständen aufbewahrt werden.

Der Ort für die Aufbewahrung ist normalerweise ein besonderer Raum oder ein Fach in einer Synagoge, man findet Genisoth aber auch in jüdischen Privathäusern. Meist sind sie versteckt, z.B. im Dachboden der Synagoge oder zwischen den Dachsparren, oft auch in Zwischenwänden etc.

In den meisten Genisoth findet man üblicherweise Texte in hebräischer Schrift, Briefe, Verträge, Alltagsliteratur – gedruckt oder handschriftlich.

Viele Fundstücke entstammen dem religiösen und sogar nicht-religiösen Alltagsleben der jüdischen Gemeinden, etwa unbrauchbar gewordene Gebetsmäntel, Gebetsriemen, aber auch Kindermützen und Kinderschuhe.

Von Zeit zu Zeit wurde die Genisa geleert und ihr Inhalt in einem besonderen Grab auf dem zuständigen jüdischen Friedhof „beerdigt“ – je nach Fassungsvermögen der Genisa konnte aber zwischen der Ablagerung und der Bestattung ein langer Zeitraum vergehen.

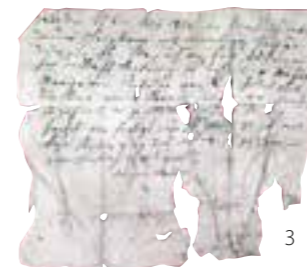
In Franken konnte man nach dem Zweiten Weltkrieg hauptsächlich in den zweckentfremdeten und geschändeten, aber durch engagierte Menschen geretteten Synagogen insgesamt etwa 40 Genisoth sicherstellen. Als zentrale Stelle zur Sichtung, Beschreibung, Verifizierung und Inventarisierung der Genisoth aus Unter- und Oberfranken wurde 1998 das „**Genisa-Projekt Veitshöchheim**“ gegründet, welches dem Jüdischen Museum Veitshöchheim angegliedert ist.

Im Landkreis Kitzingen hat man bisher **drei Genisoth** entdeckt – in **Hüttenheim, Wiesenbronn** und **Altenschönbach**. In diesem heute zu Prichsenstadt gehörenden Stadtteil dürfte sich wohl etwa Mitte des 18. Jahrhunderts eine Gemeinde mit eigenen Einrichtungen, wie Synagoge,

jüdischer Schule und Mikwe etabliert haben.

Bei Umbau- bzw. Renovierungsarbeiten entdeckte man 1988/89 im **Dachboden der ehemaligen Synagoge in Altenschönbach** eine sehr umfangreiche Genisa. Sie wurde in zwölf großen Kartons zunächst in die Jüdische Forschungsstätte nach Ansbach gebracht, kam nach deren Auflösung in das Jüdische Museum nach Fürth und schließlich 2002 nach Veitshöchheim.

Nach Aussonderung von besonders stark beschädigtem Material wurden insgesamt etwa **1.000 Einzelstücke** inventarisiert, darunter eine Tora-Krone, verschiedene Textilien und Schriftstücke.



Fundstücke aus Altenschönbach

1 Stoffbeutel für Gebetsriemen (Tefillin), rituelle Textilie für den persönlichen Gebrauch, 19. Jahrhundert

2 Tallit katan, rituelle Textilie für den persönlichen Gebrauch, 19. Jahrhundert

3 Fragmente einer religiösen Schrift (Tora), vermutlich 19. Jahrhundert

4 „Schmuzzettel“, d. h. Vertrag über Zahlung einer Provision bei einer erfolgreichen Geschäftsvermittlung, 1804 (Vorderseite)

5 Fragmente eines Lehrbuches für den israelitischen Religionsunterricht, 19. Jahrhundert

6 Kinderschuh, 19. Jahrhundert

Fotos © Genisaprojekt Veitshöchheim

Ein „Guter Ort“ – Der Jüdische Friedhof Rödelsee

Seit der Weinort Rödelsee eine Aussichtsplattform am Hang des Schwanbergs installiert hat, gerät der uralte Friedhof auch aus der Vogelperspektive ins Blickfeld und Bewusstsein.



Blick über den Friedhof, im Hintergrund erkennt man den Weinort Rödelsee.
Foto: Hartmut Hess

Kaum eine Besucherin oder ein Besucher können sich der archaischen Wirkung der „Juden Sichelstatt“ entziehen, die durch eine 600 m lange Mauer eingefriedet ist.

1432 und 1526 erstmals urkundlich erwähnt, bewilligte Wilhelm Moritz von Heßberg 1563 den Friedhof „am Steig“ offiziell, Friedrich Albert von Heßberg 1602 den Bau eines Leichenhauses für rituelle Waschungen und eine erste Mauer.

An diesem „Guten Ort“, im „Haus des (ewigen) Lebens“ sollen die Toten bis zur Ankunft des Messias ruhen. Heute erfolgen jüdische Bestattungen in Unterfranken allerdings ausschließlich in Würzburg.

Dass der Jüdische Friedhof, auf dem rund **20 Gemeinden** bestatteten, gerade in Rödelsee angelegt wurde, hatte Gründe. Nach fürstbischöflichen und markgräflichen Vertreibungen ab der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Städten wie Würzburg oder Kitzingen konnten sich Jüdinnen und Juden in diesem Dorf unter vier konkurrierenden adligen und kirchlichen Herrschaften niederlassen, was den sogenannten Schutzjuden manchmal zum Vorteil gereichte. Zudem lag Rödelsee geographisch günstig in Bezug auf Nachbarorte und Handelsrouten, wovon später vor allem Weinanbau und Weinhandel profitierten.

Der eigene Friedhof bildete für die sich schnell entwickelnde Judenschaft einen Eckpfeiler gemeindlichen Lebens.



Ein mit Weintrauben und -laub geschmückter Grabstein auf dem Rödelseer Friedhof
Foto: Förderverein ehem. Synagoge Kitzingen

Für Verwaltung, Aufsicht und Pflege bot sich die örtliche jüdische Gemeinde an.

Drei originale Bände des Friedhofsbuchs existieren im Archiv des Fördervereins ehemalige

Synagoge Kitzingen. Angelegt 1885 von Abraham Kissinger bis zur sorgfältig durchnummerierten Führung der Sterbelisten 1930 – 1940 durch Hermann und Sophie Löwenstein können damit Grabstellen eindeutig Persönlichkeiten zugeordnet werden.

Durch die Jahrhunderte sind immer wieder Schändungen und die Entwendung von Grabsteinen dokumentiert – leere Grabfelder und der Verlust des in der Reichspogromnacht in Brand gesteckten Taharahauses zeugen davon.

Mit rund **19.000 qm** gehört der Jüdische Friedhof Rödelsee zu den größten in Bayern. Im Landkreis gilt er als der zweitälteste Friedhof nach dem Bergfriedhof Hohenfeld. Frühere jüdische Begräbnisorte in Dettelbach und Rehweiler sind verschwunden,

der gut erhaltene jüdische Friedhof in Hüttenheim ist deutlich kleiner, rund 200 Jahre alt und erzählt seine eigene Geschichte ... Der Jüdische Friedhof Rödelsee – heute auch ein „Guter Ort“ für innere Einkehr und Entdeckungen: seien es rare Wildblumen oder ein jüngst unter Efeu entdecktes, wohl seit 1850 vermauertes Tor.



Der Jüdische Friedhof Rödelsee mit Blick auf den Schwanberg
Foto: Hartmut Hess

Das Brüsselsche Institut

Mitte des 19. Jahrhunderts lebten 79 jüdische Personen in Segnitz. Das Zusammenleben zwischen Angehörigen von Judentum und Christentum verlief offensichtlich harmonisch. Jüdinnen und Juden nahmen am Gemeindeleben teil, Juden verrichteten den für alle vorgeschriebenen Frondienst und waren im Gemeinderat vertreten.



Eines der wenigen noch vorhandenen Zeugnisse jüdischen Lebens in Segnitz. Der Siegelstempel mit den Initialen MB wurde vor einigen Jahren auf einem Acker gefunden. Die hebräische Umschrift lässt noch den Namen „Ascher bar Issachar“ erkennen. Foto: Norbert Bischoff

Zwischen 1848 und 1881 machte die „**Brüsselsche Handelslehr- & Erziehungsanstalt**“ Segnitz als Schulort weltbekannt. Es war eine Handelsschule mit Internat, die im Laufe ihres Bestehens nicht nur in jüdischen Kaufmannskreisen in aller Welt große Beachtung fand. Gegründet wurde die Einrichtung von **Julius Brüssel**, der bereits seit 1830 als Vorsänger und Religionslehrer der jüdischen



Ausschnitt aus einem Bild von 1894 – an die Schule erinnert nur noch die Aufschrift BRÜSSELSCHES INSTITUT. Foto: Gemeinde Segnitz / Sammlung Norbert Bischoff

Kultusgemeinde in Segnitz angehörte. Die Schule vermittelte neben „Elementar- und allgemeinen Lehrgegenständen“ Religion, deutsche Sprache, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften und natürlich alle kaufmännischen Fächer wie „kaufmännische Arithmetik und Correspondenz“, Buchführung, Wechsel-, Münz-, Maß- und Gewichtskunde, französische und englische Sprache.

Die Zöglinge stammten zum großen Teil aus jüdischen Familien. Daneben waren aber auch Kinder aus christlichen Familien zugelassen.

Der Unterricht fand im Hauptgebäude, dem sogenannten „Cours“, statt. Es lag am Mainufer im heutigen Gebäude Mainstraße 26. Die Quartiere für die Kinder befanden sich im Laufe der Zeit in mindestens vier verschiedenen Häusern des Ortes.

Nach Brüssels Tod 1855 übernahm der Sprachlehrer Prof. Ernst Emil Uttner die Leitung des Internats. 1859 trat **Dr. Simon Levi Eichenberg** als Direktor des Brüsselschen Instituts seinen Dienst an. Unter Eichenberg, der bis 1872 Vorstand blieb, erlebte die Handels- und Erziehungsan-

stalt eine **Blütezeit**, die Segnitz in der ganzen Welt bekannt machen sollte. Der Schulleiter setzte sich zudem für die Belange des Ortes ein. Er gründete einen Wohltätigkeitsverein zur Unterstützung von Armen, Kranken und Dienstboten, unterstützte die Brückenbaugesellschaft und war bei der Gründung des Gesangsvereins dabei.

1869 besuchten 120 Schüler die angebotenen „Curse“. Laut Schulprospekt handelte es sich dabei um 5 Amerikaner, 75 Österreicher, 5 Preußen, 6 Württemberger, 2 Thüringer, einen Italiener, 23 Bayern, 2 Russen und einen Mecklenburger. 1872 stieg die Zahl auf 148, im Wintersemester 1872/73 sogar auf 154 Internatsschüler. Im Laufe der 1870er Jahre gingen die Schülerzahlen jedoch stetig zurück.

Ab 1875 leitete **Samuel Spier**, der Neffe Eichenbergs, das Institut. Obwohl die Einrichtung noch immer in höchsten Tönen gelobt wurde, zeichnete sich allmählich ein Rückgang an. 1881 schloss Spier das „Brüsselsche Handelsinstitut“ und verkaufte die Gebäude.



Der Grabstein des 1855 verstorbenen Institutsgründers Julius Brüssel auf dem Jüdischen Friedhof in Rödelsee. Foto: Werner Kappelmann

Der Wein und die Sabbat-Kochmaschine

Nach 1830 lebten mehr als 100 Personen jüdischer Konfession im katholischen Sommerach mit seinen mehr als 700 Bewohnerinnen und Bewohnern. Unbehelligt von ihren christlichen Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern gingen sie ihren verschiedenen Handelsgeschäften nach. In einem Winzerort war es fast selbstverständlich, dass einige von ihnen auch mit **Weinhandel** und sogar **-anbau** ihren Lebensunterhalt verdienten.

Wein spielt in der jüdischen Kultur eine wichtige Rolle. Zu einer Sabbatfeier gehört der Wein. Aber es sind an diesem Festtag für streng gläubige Jüdinnen und Juden bestimmte Regeln einzuhalten.

Weil Gott Himmel und Erde in sechs Tagen geschaffen hat und sich am siebten von seinem Schöpfungsakt ausgeruht hat, ist auch **von Freitagabend bis Samstagnacht ein Ruhetag** für gläubige jüdische Personen.

Sie dürfen keine schöpferische Arbeit verrichten und auch kein Feuer oder Licht machen oder Wärme erzeugen, denn dadurch wird ja Neues geschaffen. Aber wie konnte man am Sabbat essen und gleichzeitig die strengen Vorschriften einhalten? Trinken war nicht das Problem, sondern die **Essenszubereitung**.

Der **Sommeracher Spenglermeister Gottlieb Waldorf** schuf Abhilfe. Man kann ihn einen Pionier nennen. Denn woran heute in Israel das Zomat-Institut arbeitet – nämlich an einem

Gerät, das auch am Sabbat genutzt werden kann – das nahm Waldorf schon 150 Jahre zuvor vorweg.



Anzeige des Sommeracher Spenglers Gottlieb Waldorf über die Vorzüge seiner „Sabbat-Kochmaschine“ in der Zeitschrift „Der Israelit“ vom 13. März 1872
Repro: Elmar Hochholzer

Er nannte seine fortschrittliche Erfindung **„Sabbat-Kochmaschinen“** und machte dafür Reklame in der Zeitschrift „Der Israelit“.

Für gläubige Jüdinnen und Juden müssen Speisen vorgekocht und sollten nach Möglichkeit warmgehalten werden. Genau diese **Warmhalte-Funktion** besaß die Kochmaschine des Gottlieb Waldorf. Nach Angaben des Erfinders hielt sie 24 Stunden die Wärme mittels eines billigen Brennstoffes.

Weil auch bestimmte Speisen nach dem jüdischen Essensritual getrennt sein müssen, hatte das Gerät laut Reklametext verschiedene „Abteilungen (wohl Töpfe) zu Fleisch- und Milchspeisen in beliebiger Größe“ und auch je ein Behältnis für Kaffee und Milch.

Der Erfolg gab ihm Recht, denn er hatte laut eigener Aussage Aufträge „aus den entferntesten Gegenden“. Er war „gesonnen, einen Lehrling, israelitischer Konfession, welcher eine gute Erziehung genossen hat, in die Lehre zu nehmen“.

Anscheinend klappte das, denn in der letzten Anzeige aus dem Jahr 1884 erscheint als Unterzeichner „Gottlieb Waldorfs Nachfolger, Sommerach am Main.“

Der Handwerksmeister und Erfinder selbst, dessen Geburtsjahr nicht bekannt ist, war zu diesem Zeitpunkt bereits gestorben und in Rödelsee 1878 begraben worden. Seine Frau Betty hat er um zwei Jahre überlebt.



Der Grabstein von Gottlieb Waldorfs auf dem Rödelseer Friedhof
Foto: Werner Kappelmann

Brandschutz Hand in Hand von christlichen und jüdischen Gemeindebürgern

Die Einbindung der jüdischen Bürgerschaft in die **Brandschutz- und Brandbekämpfungsmaßnahmen** werden im Folgenden am Beispiel Wiesenbronn aufgezeigt. Gleiche oder ähnliche Regelungen sind für weitere Dörfer der Kitzinger Region nachweisbar, u.a. für Kleinlangheim, Großlangheim, Hüttenheim, Mainstockheim oder Segnitz.

Die **„Feuerschau“** als Bestandteil des vorbeugenden Brandschutzes erfolgte zweimal jährlich unter Mitwirkung von Sachverständigen, oft örtlichen Handwerkern, wie z.B. Maurern. Sämtliche Gebäude mit Feuerstellen wurden auf bauliche Mängel in

Augenschein genommen und insbesondere auf brandfestes Material im Herd- und Kaminbereich legte man großen Wert. Dabei wurden zwischen jüdischen und christlichen Eigentümern keine Unterschiede gemacht.



In einer „Feuerbeschau“ in Wiesenbronn werden 1768 Mängel in der Synagoge gerügt: „Ist in dem Judenschulhäußlein der Balcken über dem Heerd wegen einer besorgniserregender Feuersgefahr hunweg zu thun ...“ Repro: Reinhard Hüßner

Eine erste **„Feuerordnung“** zum Verhalten im Brandfall ist erstmals aus dem Jahre 1725 überliefert.



In einer „Löschordnung“ von 1849 wurden alle Hauseigentümer nach der Hausnummer einer Löschtätigkeit („Geschäft“) zugewiesen, darunter auch die Juden (Nr. 5, 10, 11 u. 15). Repro: Reinhard Hüßner

Dreißig Bürger wurden den einzelnen Kommandos zugeteilt: „Zu den Feuereimern, zu den

Feuerhaken, zu der ersten neuen großen Leiter, die andere neue Feuerleiter, zur großen alten Feuerleiter und zu 3 Feuersspritzen.“ Jährlich wurde auf diese Feuerordnung hingewiesen, verbunden mit etwaigen Änderungen oder Ergänzungen.

Eine Auflistung aus der Zeit um 1850 nennt z.B. bei den insgesamt 45 genannten **„Wasserschöpfer u. Wasserträger“** die jüdischen Bürger Moses Rosenbusch, Lämlein Rosenbusch, Jeslein Wißmann, Salomon Lehmann, Isaac Öttinger, Joseph Klugmann und Hirsch Eisenheimer. Unter den 24 Männern, die für das **„Ausräumen der Mobilien u. des Viehs“** zuständig waren, werden Nathan Klugmann, Eisig Strauß und Jakob Rosenbaum genannt. Als **„Pumpenmänner“** fungierten u.a. Lemlein

Rosenbusch sen. und Lemlein Rosenbusch jun. Eine weitere Liste aus dem Jahre 1849 ordnet jeder Hausnummer eine bestimmte Funktion zu.

Lange Jahrhunderte lag die Brandbekämpfung in der Eigenverantwortung aller Gemeindebürger. Erst den, ab Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommenden, **Feuerwehrvereinen** war es vorbehalten, eine effektive Brandbekämpfung sicherzustellen.

Die **Freiwillige Feuerwehr Wiesenbronn** wurde 1874 gegründet. Bürger, die nicht an den regelmäßigen Übungen der „Freiwilligen Feuerwehr“ teilnahmen, mussten in der „Pflichtfeuerwehr“ gewisse Hilfsaufgaben übernehmen. Alle jüdischen Einwohner traten der Freiwilligen Feuerwehr bei – entweder als

aktive oder als passive (zahlende) Mitglieder.

Die **Teilhabe aller Bürger an Brandschutzmaßnahmen** zeigt beispielhaft für viele Lebensbereiche die funktionierende Lebensrealität in Dörfern mit christlichen und jüdischen Einwohnern.



Brand in einem Dorf mit strohgedeckten Häusern. Mit Feuereimer wurde gelöscht und mit Feuerhaken wurde versucht, ein Übergreifen der Flammen auf die Nachbargebäude zu verhindern. Foto: Reinhard Hüßner



Liebe Leserin, lieber Leser, das Projekt „Netzwerk Jüdischer Friedhof Rödelsee“ wurde Dank vieler Menschen, die uns begleitet und unterstützt haben, erfolgreich umgesetzt. Es zeigt das Alltägliche des jüdischen Lebens in unseren Gemeinden mit dem jüdischen Friedhof in Rödelsee als zentralem Bezugspunkt. Das Projekt eint und stärkt uns in der Verantwortung für unsere Geschichte und schafft kostbare Verbindungen.

Durch die Zusammenarbeit mit den beteiligten Gemeinden, engagierten Menschen, dem Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen e. V. und dem Johanna-Stahl-Zentrum haben wir auch auf wissenschaftlicher Basis einen wichtigen Teil unserer Geschichte bewahrt.

Wir sind stolz darauf, die Erinnerungen an den Alltag des jüdischen Lebens in unseren Gemeinden aufrecht zu erhalten; denn es ist gerade jetzt wichtig, unsere gemeinsame Kultur und Geschichte wert zu schätzen und zu pflegen. Dieses Werk möge der Beginn einer langen kulturellen Zusammenarbeit zwischen unseren Gemeinden, dem Förderverein und den jüdischen Familien sein.

Im Namen der Gemeinde Rödelsee als Projektträger gilt es nun „Toda“, „Danke“ zu sagen.

Vielen Dank allen, die die Umsetzung des Projekts durch Fachbeiträge, Erinnerungen, Bildmaterial oder finanziell ermöglicht haben, insbesondere an Frau Maja Schmidt vom Regionalmanagement Kitzinger Land für ihren unermüdlichen Einsatz. Herzlichen Dank für die professionelle Umsetzung in Wort und Bild an Frau Daniela Kühnel.

Und schließlich besonderer Dank Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, für Ihr Interesse am „Netzwerk Jüdischer Friedhof Rödelsee“, an einem Teil unserer gemeinsamen Geschichte.

Ihr Burkhard Klein,
1. Bgm. der Gemeinde Rödelsee

Herausgeber:

Netzwerk Jüdischer Friedhof Rödelsee

Projektträger:

Gemeinde Rödelsee
V.i.S.d.P.: 1. Bgm. Burkhard Klein

Konzept, Textbearbeitung und Redaktion:

Daniela Kühnel M.A., Kitzingen

Gestaltung:

Kühnel17, Kitzingen

Druck:

Rudolph Druck, Schweinfurt

Stand 2023

Aus Platzgründen wurde in der Broschüre und in der Faltkarte auf Quellenangaben verzichtet. Nachweise, Quellenangaben, etc. finden Sie im Internet unter:

www.juedischer-friedhof-roedelsee.de

Weitere Infos zum Thema „**Jüdische Geschichte und Kultur im Landkreis Kitzingen**“ finden Sie auch in der **Faltkarte** und im Internet unter: www.juedischer-friedhof-roedelsee.de

Diese Maßnahme wird im Rahmen des LEADER+ Programmes durch die Europäische Gemeinschaft und den Freistaat Bayern kofinanziert.



Mit freundlicher finanzieller Unterstützung



Bezirk Unterfranken

Förderverein ehemalige Synagoge Kitzingen am Main e.V.



